

MODERNE SPRACHEN

57 (2013)

Herausgeber:
Wolfgang GÖRTSCHACHER
Wolfgang PÖCKL

Redaktionsassistent:
Andreas SCHACHERMAYR

Redaktionsadresse:
Wolfgang Görtschacher, Universität Salzburg,
Fachbereich Anglistik und Amerikanistik, Unipark Nonntal,
Erzabt-Klotz-Str. 1, 5020 Salzburg, AUSTRIA

E-Mail: wolfgang.goertschacher@sbg.ac.at

Heinrich Oberreuter / Wilhelm Krull / Hans Joachim Meyer / Konrad Ehlich (Hgg.): *Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs*. München: Olzog, 2012. 280 S. ISBN 978-3-7892-8216-4. €29,90 [D] / €30,80 [A] pb.

Zwischen dem 10. und 12. Jänner 2011 hat an der „Akademie für Politische Bildung“ in Tutzing (Bayern) unter der Schirmherrschaft der VW-Stiftung eine Tagung zum Thema „Deutsch in der Wissenschaft“ stattgefunden, in deren Verlauf diese Problematik von etwa zwei Dutzend Vertretern verschiedener Wissensbereiche beleuchtet wurde. An der in zwanglosem und sehr kollegialem Rahmen durchgeführten Tagung nahmen zusätzlich zahlreiche geladene Gäste teil, unter denen sich auch der Berichterstatter befand.

Die Quintessenz der damaligen Vorträge und der dazu in diesem Sammelband nachlesbaren Verschriftungen ist mehr als ernüchternd. Nicht nur, dass die deutsche Sprache – überdies so wie alle anderen größeren oder kleineren nichtenglischen Kultursprachen – als Medium zur Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse aus den Naturwissenschaften praktisch zur Gänze verschwunden ist und sich in den Geisteswissenschaften auf einer unaufhaltsam scheinenden Talfahrt befindet, ist damit ja auch eine weltumspannende, allgemeine Entwertung des gestern, heute und wohl auch morgen auf Nicht-englisch verfassten Wissens bzw. geistigen Schaffens verbunden.

Das aber hat – vor allem bei den traditionsgemäß auf die Kontinuität (*longue durée*) von Texten, Archivquellen, Theorien und Ideen angewiesenen Geistes- und Kulturwissenschaften – zur Konsequenz, dass durch den sich deutlichst abzeichnenden kollektiven Verlust an aktiven (und passiven) Nicht-englisch-Kenntnissen und den Niedergang der Wertschätzung von auf Nicht-englisch niedergelegtem Wissen sich in diesen polyphonen Kontinuitäten von Wissen, Geist und Kultur ein Bruch auftun wird, demgegenüber das eine Zeitlang in der Öffentlichkeit intensiv *sub signo eschatologiae* diskutierte „Ozonloch“ eher harmlos erscheint.

Dafür wird die solcherart generierte neue kulturelle *simplicitas* durch die weltumspannende Omnipräsenz des Globalesischen – dessen Empfangsqualität zudem durch den weitgehenden Ausfall nichtenglischer Störsender zusätzlich erhöht wird – an jedem Punkt dieser Welt in all ihren Aspekten deutlichst „sichtbar“ sein. Und natürlich auch „lesbar“.

Mit anderen Worten: jener Moment, wo die monumentalen und einst so wirkmächtigen Text- und Bild-Bände der „(Grande) Encyclopédie“¹ – wofür es

¹ Gemeint ist das zwischen 1751 und 1780 in 35 Bänden von Denis Diderot und Jean Baptiste Le Rond d’Alembert herausgegebene Opus namens „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers“.

bislang keine integrale Übersetzung gibt – außerhalb Frankreichs mangels Kenntnis des Französischen nicht mehr gelesen werden können und innerhalb Frankreichs infolge der progressiven Devaluierung von französisch erdachten und in dieser Sprache festgehaltenen Wissenserträgen nur mehr einem Dutzend Fachleuten dem Namen nach bekannt sein werden, dieser Moment also mag zwar vielen als der endgültige Sieg über den Fluch Babels erscheinen, wird aber vom kulturbewussten Rest der Menschheit bedauert werden.

Nach drei einleitenden Grußadressen von Heinrich Oberreuter (Leiter der Tutzinger Akademie), Wilhelm Krull (Generalsekretär der VW-Stiftung) und Norbert Lammert (Präsident des deutschen Bundestages) sowie der Vorstellung von „Thesen zur künftigen Rolle des Deutschen in der Wissenschaft und zu den Chancen wissenschaftlicher Mehrsprachigkeit“ durch Konrad Ehlich (FU Berlin und LMU München) und Hans Joachim Meyer (HU Berlin) werden die insgesamt sechzehn Einzelbeiträge, drei Podiumsgespräche sowie eine „Erklärung [...]“ in den folgenden sieben Großkapiteln präsentiert:

- Sprachpolitik – Fakt oder Fiktion (37-77: drei Beiträge und ein Podiumsgespräch)
- Chancen und Grenzen einer Lingua Franca für die Wissenschaft (81-139: vier Beiträge)
- Deutsch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften (143-184: zwei Beiträge und ein Podiumsgespräch)
- Deutsch in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften (187-213: ein Beitrag und ein Podiumsgespräch)
- Die deutsche Sprache – Blicke aus dem Ausland (217-242: zwei Beiträge)
- Wie kann man Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft fördern? (245-268: drei Beiträge)
- Ergebnisse und Konsequenzen (271-277, ein Beitrag und eine „Erklärung von Teilnehmern des Kolloquiums“)

Der Band endet mit einer Liste der beitragenden Damen und Herren (279-280).

Im Einzelnen:

In ihren Einleitungsworten beschreiben H. Oberreuter und W. Krull die faktischen, inhaltlichen und materiellen Voraussetzungen sowie die Modalitäten des Zustandekommens der Tutzinger Tagung, während N. Lammert unter dem etwas kryptischen Titel „Sprache. Und Politik“ (19-29) in sehr unumwundener Weise persönliche Erfahrungen und auch Bekenntnisse eines in der Politik Tätigen zum anstehenden Problemkreis präsentiert. K. Ehlich und H. J. Meyer – die sich hier ja nicht zum ersten Mal meritorisch zu Wort gemeldet haben – skizzieren in knapper Form diagnostische Befunde und therapeutische Empfehlungen unter dem Titel „Thesen zur künftigen Rolle des Deutschen in

der Wissenschaft und zu den Chancen wissenschaftlicher Mehrsprachigkeit“ (32-34).

Die drei Thesen lauten:

1. Die oft zitierte Gleichsetzung zwischen dem mittelalterlichen Latein und dem heute üblichen Global-Englischen sei vor allem deshalb falsch, weil letzteres nach wie vor alle Attribute (und Beschränkungen) einer Muttersprache (unter vielen) habe.
2. Das Deutsche sei – wie jede Sprache – im Lauf seiner Geschichte zum Träger ganz spezifischer Inhalte geworden, deren gemeinsame Pflege allen Gebildeten unter seinen Sprechern ein besonderes Anliegen sein müsse.
3. Es sei streng zwischen xenophobem Purismus und der Verteidigung der Verwendung des Deutschen im Wissenschaftsdiskurs zu unterscheiden. Zudem wird – was leider viel zu selten geschieht – von den beiden Autoren ganz explizit darauf hingewiesen, dass sämtliche hier am Beispiel des Deutschen aufgezeigten Dilemmata vollinhaltlich auch alle anderen (nichtenglischen) europäischen Kultursprachen betreffen.

1. Sprachpolitik – Fakt oder Fiktion

Hans Joachim Meyer („Trägt die deutsche Politik eine Verantwortung für die deutsche Sprache?“, 37-48). Sabine Leutheusser-Schnarrenberger („Deutsch in deutschen Rechtssystemen“, 49-53). Monika Grütters („Kulturelle Grundlagen der deutschen Sprache und Deutsch in der Wissenschaft“, 54-64). Podiumsgespräch: „Bildungs- und wissenschaftspolitische Aspekte“, 65-77).

Die drei Beiträge verfügen allesamt über ausgiebige Erfahrungen mit der politischen Szene der Bundesrepublik Deutschland: Meyer war Kulturminister in Sachsen (und auch Professor an der HU Berlin), Leutheusser-Schnarrenberger Bundesministerin für Justiz und Grütters Mitglied des deutschen Bundestags sowie Vorsitzende des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung. Ihre Stimmen kommen daher aus der „Welt der Praxis“ und sollten daher von dieser auch gehört werden.

Meyer charakterisiert seine Optik als die eines ehemaligen Bürgers der DDR und betont, dass ihm gar manches, was er seit 1990 zur anstehenden Frage auf dem Gebiet der früheren BRD festgestellt hat, „spanisch“ vorgekommen sei. Anhand eines intensiven Rückgriffs auf die letzten drei Jahrhunderte der Geschichte Deutschlands, seiner Sprache, Kultur und Wissenschaft kommt er bedauernd zur folgenden Feststellung: „Leider offenbart die deutsche Politik heute oft durch ihr sprachliches Agieren, dass sie Englisch als die höherwertige und angemessenere Sprache für die Wissenschaft ansieht.“ (48) Mitteilenswert scheint mir als Geisteswissenschaftler aber auch der folgende Satz zu sein: „War früher Mehrsprachigkeit, insbesondere in den Geisteswissenschaften, ein

Merkmal von Wissenschaftlichkeit, so droht nun die Kompetenz in einer bestimmten Sprache zur Zugangsvoraussetzung der Wissenschaft zu werden.“ (46)

Frau Leutheusser-Schnarrenberger beleuchtet anhand praktischer Fragen der Kodifizierung und Pflege von Recht in Deutschland und im Rahmen der EU die Problematik von *Ein-* (nur Deutsch in Deutschland) und *Mehr-*Sprachigkeit im Rahmen der EU (Englisch und Französisch mit oder ohne Hinzutreten des Deutschen). Dabei kommt ganz deutlich zum Vorschein, dass es bei der praktischen Bearbeitung von durch die EU auf Englisch an deutsche Ministerien geschickten Dokumenten oft aus rein zeitlichen Gründen nicht möglich ist, diese Texte anders als auf Englisch zu behandeln, und man daher ohne eine adäquate Übersetzung auskommen müsse. Glücklicherweise sei aber eine solche Engpassführung auf der Ebene der deutschen Legislative (also im Berliner Bundestag) noch nicht notwendig oder gar üblich.

Nach einer kurzgefassten Darstellung der „kurzen, [aber] gescheiterten Karriere des Deutschen als internationaler (Wissenschafts-)Weltsprache“ (63) verschanzt sich Frau Grütters hinter eher allgemein gehaltenen Forderungen nach „Mehrsprachigkeit“ auf der internationalen Szene und nach mehr Selbstbewusstsein der Deutschen *tutti quanti* bei der Verwendung ihrer Sprache: „Erst wenn unser Bundespräsident selbstverständlich auf Deutsch fremde Gästebücher ziert, zeigt Thomas Manns Überzeugung Wirkung: ‚Die Sprache ist die einzige Heimat, aus der wir nicht vertrieben werden können.‘“ (64)

Im Podiumsgespräch kommen Antje Vollmer (ehemalige Vizepräsidentin des Deutschen Bundestags, 65-66), Wolfgang Thierse (dasselbe wie Vollmer, 66-70), Friedrich Wilhelm Rothenpieler (bayerischer Ministerialdirektor, 70-72), Sabine Kunst (brandenburgische Kultusministerin, 73-75) und Michael Kretschmer (Mitglied des deutschen Bundestags, 75-77) zu Wort. Dabei werden neben einer realistischen Würdigung der Rolle des Englischen bei der internationalen Positionierung der deutschen Wissenschaft auch deutliche Warnungen vor einer „Selbstprovinzialisierung“ Deutschlands laut, vor allem im Zusammenhang mit der Hintanstellung bzw. Eliminierung des Deutschen im Umgang mit den erfreulich zahlreichen ausländischen Studenten an den verschiedenen Universitäten Deutschlands und bei der Stellung von Förderungsanträgen bei der EU. Letzteres betrifft (leider) auch innerdeutsche Wissenschafts-Agenturen wie die DFG, die im Zeichen einer völlig falsch verstandenen „Internationalität“ ganz explizit auf die Eliminierung aller nichtenglischen Idiome aus dem Begutachtungsprozess hinarbeiten bzw. diese Arbeit bereits „erfolgreich“ vollendet haben.

2. Chancen und Grenzen einer Lingua Franca für die Wissenschaft

In seinem Beitrag („Eine Lingua franca für die Wissenschaft?“, 81-100) prüft der Germanist Konrad Ehlich (LMU) eingangs den ja in der Zeit der Kreuzzüge (zwischen 1096 und 1291) entstandenen Begriff *lingua franca* („Sprache der Westler [= *Franken*]“) auf seine Tauglichkeit zur Beschreibung der hier interessierenden Sachverhalte und Prozesse, stellt dann dessen Inadäquatheit fest und kommt schließlich auf den unverzichtbaren Wert der Verwendung einer elaborierten Muttersprache im wissenschaftlichen Schöpfungsprozess sowie auf jene Nachteile zu sprechen, die jemand zu tragen hat, der die im wissenschaftlichen Außenkontakt zu verwendende Sprache nur schlecht und recht beherrscht.

Auch hier finden sich zahlreiche bedauernde Kommentare zur Ausschließung des Deutschen beim Umgang mit nationalen (hier: bundesdeutschen) und supranationalen Wissenschaftsorganisationen. Ehlich unterstreicht völlig zu Recht, dass dieses die eigene Sprache verachtende Handeln letztendlich völlig verantwortungslos und bar jeglicher Weitsicht ist: „Gerade die Gesellschaften, die dabei sind, ihre eigenen Wissenschaftskulturen und deren Sprachen aufzugeben, tun gut daran, sich bald über die Konsequenzen ihres wissenschaftlichen und wissenschafts(sprach)politischen Handelns Klarheit zu verschaffen“. (98)

Dem Berliner Romanisten Jürgen Trabant (FU) verdanken die Liebhaber der europäischen Mehrsprachigkeit einige exzellente Monographien und zahllose einschlägige Artikel². Sie brillieren alle durch historische und interpretative Tiefe sowie ungeschminkten Realismus bei den Schlussfolgerungen. Dies ist auch hier („Über die Lingua franca in der Wissenschaft“, 101-107) der Fall. Trabant zeigt auf, dass das heutige Globalesische anders als die alte (echte) *lingua franca* genuin national- bzw. einzelsprachliche Vorteile bietet, ferner, dass diese Atouts von den anglophonen L1-Sprechern seit geraumer Zeit in sehr bewusster Weise gegen alles Nichtenglische ins Feld geführt wurden bzw. immer noch werden, und schließlich auch, dass viele Nichtanglophone im Sinne einer nur in Freud'schen Kategorien zu interpretierenden Selbsterniedrigung und -verstümmelung dieses Spiel übernommen haben: „Nicht nur gibt es eine aktive kolonialistische Behandlung anderer Wissenschaftskulturen durch die englischsprachige Wissenschaft (es wird so gut wie nichts Anderssprachiges mehr zitiert), sondern junge dynamische Wissenschaftler aus diesen anderen Sprachwelten sind stolz, dass sie so schön englisch reden und schreiben können. Sie verachten längst die alten Wissenschaftskulturen, denen sie entstammen, das heißt sie nehmen aktiv an der Zerstörung dieser Wissenschafts-

² Ich zitiere davon hier nur: Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens. München: Beck, 2003, und: Die Sprache. München: Beck, 2009.

kulturen teil. Die gigantische Zerstörung von anderssprachigen Wissenschaftskulturen könnte nur durch wissenschaftliche Mehrsprachigkeit verhindert werden. Die Aussichten dafür stehen schlecht.“ (107) Dieser glasklaren Aussage kann nicht widersprochen werden.

Karlfried Knapp, Angewandter Linguist aus Erfurt, erörtert in seinem Beitrag („Chancen und Grenzen einer Lingua franca für die Wissenschaften. Statement zur Podiumsdiskussion“, 108-113) neben der Inadäquatheit des Terminus *lingua franca* vor allem Fragen der Verwendung des Englischen durch Nichtmuttersprachlicher bei der Vermittlung (sachlich und sprachlich) komplexer Fakten. Er plädiert zudem für das Fortdauern einer begleitenden Ko-Präsenz nichtenglischer Sprachen im wissenschaftlichen Kommunikationsprozess.

Wulf Oesterreicher, LMU München, wie Jürgen Trabant Romanist und somit Kenner zahlreicher großer und kleinerer Sprachen und Kulturen, sind die Erhaltung der Mehrsprachigkeit und das Aufzeigen der diese bedrohenden Gefahren nicht nur persönliche, sondern auch professionelle Anliegen. In seiner von einer sehr umfangreichen Bibliographie (131-139) begleiteten Stellungnahme („Warum Wissenschaft mehrsprachig sein muss“, 114-139) zeigt er anhand der von verschiedenen Sprachen (und Kulturen) in unterschiedlichem Umfang durchlaufenen *Ausbau*-Prozesse auf, dass damit kulturell ungemein wichtige Akkumulierungen von Wissen und Fertigkeiten verbunden sind, auf die unter gar keinen Umständen verzichtet werden dürfe.

Oesterreicher bemüht zur Untermauerung seiner Thesen auch linguistik-externe Wissenschaften wie Philosophie, Psychologie, Gehirnforschung, Demographie u.a.m. Klarerweise anerkennt auch er die Notwendigkeit der verpflichtenden Vermittlung des Englischen an alle Sekundarschüler, betont daneben aber ebenso die Notwendigkeit des obligatorischen Unterrichts einer *zweiten* großen europäischen Fremdsprache sowie einer *dritten* lebenden Fremdsprache *mit Nachbarschaftswert* (v. a. 126-127). Den damit verbundenen Mehraufwand sieht Oesterreicher im Unterschied zu von ihm harsch kritisierten Zeitgenossen positiv: „Wir kennen alle die Argumente der Verfechter der Durchsetzung des Englischen, das ja nicht nur in den Wissenschaften und in der internationalen Politik gebraucht werden soll, sondern das inzwischen in den vom Sog der Globalisierung erfassten Bereichen des Industrie-, Banken- und Versicherungsmanagements favorisiert wird. Was die Wissenschaften angeht, so gilt Mehrsprachigkeit den Befürwortern dieser Positionen grundsätzlich als hinderliches Relikt einer lebensweltlichen Praxis, die in einem einheitlichen, globalen Kommunikationszusammenhang als Fremdkörper ausgemerzt werden soll.“ (119)

3. Deutsch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften

Der Bamberger Germanist Helmut Glück ist Spezialist für die Geschichte des Unterrichts des Deutschen als Fremdsprache³. In seinem Artikel („Wissen schaffen – Wissen kommunizieren“, 144-156) beleuchtet er anhand älterer und zeitgenössischer Szenarien die breite Palette der bei der Schaffung und Mitteilung von Wissen ablaufenden Prozesse und lässt dabei keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er diesbezügliche reduktionistische Simplifizierungen ablehnt. Nicht nur er zitiert in diesem Sammelband das ebenso unrühmliche wie unverständliche Beispiel von Florian Coulmas, der als in Tokyo tätiger deutscher Japanologe aus heiterem Himmel und ohne erkennbare Not die im japanisch-deutschen Kulturkontakt seit langem übliche Zweisprachigkeit zwischen Japanisch und *Deutsch* durch Japanisch-*Englisch* ersetzt hat und dabei sogar das Risiko eingegangen ist, ein in Ausarbeitung befindliches deutsch-japanisches Wörterbuch als Projekt zu Fall zu bringen.

Wie eingangs M. Kretschmer wendet sich auch Glück gegen das zweischneidige Agieren von wissenschaftsfördernden Institutionen wie DFG und DAAD bei der deutschlandinternen Promotion des Englischen und der parallelen Zurückdrängung des Deutschen. Analog zu Oesterreicher findet man auch bei ihm eine reich bestückte Literaturliste (153-156).

Der Münchner Biologe (LMU) Ralph Mocikat ist sicherlich den meisten Teilnehmern der Tutzingener Tagung schon im Vorfeld als Initiator des Arbeitskreises ADAWIS („Arbeitskreis Deutsch als Wissenschaftssprache“)⁴ bekannt gewesen. In seiner Wortmeldung („Eine Universalsprache für die Naturwissenschaften? Ein kritischer Zwischenruf“, 157-164) unterstreicht er – stets mit Blick auf die Szene der Naturwissenschaften – den Aspekt der persönlichen Freiheit bei der Wahl einer bestimmten Sprache und auch die kommunikative Mehrschichtigkeit naturwissenschaftlicher Kommunikationsprozesse. So sei die Wahl einer nichtenglischen Sprache umso angebrachter und sogar notwendiger, je „angewandter“ bzw. publikumsnäher der sprachlich zu vermittelnde Stoff sei. Mocikat sieht dabei auch die akademische Lehre als besonders *publikumsnah* an und konstatiert einen direkten Zusammenhang zwischen deren Güte und der Verwendung der Muttersprache. Doch stellt er dabei die internationale Rolle des Englischen nicht in Frage. Unüberhörbar ist freilich sein Appell zur Erhaltung der Mehrsprachigkeit auch in den Naturwissenschaften.

³ Siehe dazu jüngst: Die Fremdsprache Deutsch im Zeitalter der Aufklärung, der Klassik und der Romantik. Grundzüge der deutschen Sprachgeschichte in Europa (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, hgg. von Helmut Glück und Konrad Schröder, Band 12). Wiesbaden: Harrassowitz, 2013.

⁴ Siehe dazu die rezente (2013) Publikation: Die Sprache von Forschung und Lehre: Welche – Wo, für Wen? Berlin: ADAWIS.

Im anschließenden Bericht zum Podiumsgespräch („Deutsch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften“, 165-184) kommen die folgenden fünf Wissenschaften zu Wort: *Lebenswissenschaften* (Brigitte M. Jokusch [TU Braunschweig], 165-170), *Ingenieurwissenschaften* (Kurt Reinschke [TU Dresden], 170-176), *Mathematik* (Peter Gritzmann [TU München], 176-179), *Chemie* (Dieter Jahn [BASF AG], 179-181) und *Medizin* (Wolfgang Haße [Berlin: Arbeitskreis deutsche Sprache in der Medizin], 181-184).

In den fünf Berichten werden die heute in Forschung, Lehre und internationalem Austausch vorherrschenden Notwendigkeiten und Zwänge in Richtung auf *English only* anhand zahlreicher Details vorgeführt und durch viele historische Rückblicke (z. B. zur schrittweisen Umbenennung vieler ursprünglich nur deutsch betitelter Zeitschriften aus dem natur- und ingenieurwissenschaftlichen Bereich) illustriert.

Trotz der weitgehenden Monoglottisierung der fünf Szenarien auf der genuin akademischen Ebene verbleiben dennoch als letzte Refugien des Deutschen (bzw. anderer Muttersprachen im außerdeutschen Bereich) die „verbrauchernahe“ Vermittlung von technischem bzw. angewandtem Wissen, die Weitergabe neuer Erkenntnisse an außerwissenschaftliche Kreise sowie ausgewählte Bereiche der universitären Lehre. Der Tenor der fünf Berichte ist – abgesehen von jenem des Ingenieurs Reinschke – weitgehend neutral, also frei von *remords* oder *regrets*. Insofern liegen hier Welten vor, die von jenen der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften tatsächlich sehr verschieden sind.

4. Deutsch in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften

Peter Strohschneider (Mediävist an der LMU und seit 2013 Präsident der DFG) hat seinen Beitrag („Vielfalt von Wissenschaftssprachen“, 187-195) in vier Abschnitte gegliedert, in denen er verschiedene Erscheinungsformen der die Geisteswissenschaften bedrückenden Monoglottisierung thematisiert: den Druck zur Monoglossie bei der internationalen Wissenschaftskooperation, die unauflösbare Dialektik der biblischen Erzählung vom Turmbau zu Babel (zwischen *passiver Hinnahme* und *aktiver Steuerung* der Polyglossie dieser Welt), die enge Verknüpfung zwischen „Einheitssprache und Sprachlosigkeit“ (190) sowie die „Auratisierung⁵“ von Wissenschaft durch die „soziokulturelle Inszenierung von Unzugänglichkeit und Unverfügbarkeit“ über „eine hermetische Sprache neuer Mandarine“ (beides: 194).

Man darf Peter Strohschneider als neuem Präsidenten der DFG viel Erfolg bei seinen Bemühungen wünschen, den dort obwaltenden monoglotten „Mandarinismus“ wenigstens im Rahmen der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in seine Schranken zu weisen.

⁵ Zu verstehen als „Sakralisierung, Verklärung“.

Podiumsgespräch („Deutsch in den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften“, 196-213). Die vier dazu präsentierten Einblicke stammen aus dem Bereich der *Japanologie* (Irmela Hijjiya-Kirschnereit [FU Berlin], 196-201), der *Kunstgeschichte* (Horst Bredekamp [HU Berlin], 201-205), der *Rechtswissenschaften* (Bernhard Kempen [U Köln], 205-209) sowie der *Geschichts- und Altertumswissenschaften* (Hartmut Leppin [U Frankfurt am Main], 210-213). Sie vermelden alle deprimierende Episoden des Rückzugs einer über lange Jahre auf internationaler Ebene anstandslos praktizierten Mehrsprachigkeit.

Frau Hijjiya-Kirschnereit berichtet im Detail von der auf die Intervention eines Einzelnen – freilich unter nobler Aussparung seines Namens [Florian Coulmas: siehe den bereits erwähnten Hinweis von H. Glück] – zurückgehenden Anglisierung der Tätigkeit des altetablierten „Deutschen Instituts für Japanstudien“ in Tokyo ab 2006, wobei sowohl für die Berichterstatteerin als auch für den phantasievollsten Leser ihres Berichts der letzte Anlass für diesen (vor allem für die japanischen Freunde der deutschen Sprache und Kultur geradezu verstörenden) Sprachwechsel gänzlich im Dunkel verbleibt.

Nur ein Zitat aus dem Bericht von Frau Hijjiya-Kirschnereit: „Mit dem Publizieren auf Englisch geht nebenbei auch ein Vergessen der Leistungen des eigenen Fachs im deutschen Sprachraum einher: bequemer ist es allemal, aus womöglich weit später erschienenen anglophonen Arbeiten zu zitieren als aus deutschen, die bisweilen Pionierarbeit leisteten. Die Provinzialisierung des eigenen Fachs schreitet so auf dem Weg der vermeintlichen internationalen Öffnung voran [...]“ (201)

Horst Bredekamp beschreibt, wie die sogar erst nach 1945 in den Statuten facheinschlägiger Vereinigungen festgeschriebene Fünfsprachigkeit (neben Englisch, Französisch, Italienisch und Deutsch zuletzt auch Spanisch) seit den 1990er-Jahren systematisch zugunsten einer englischen Monoglossie zurückgedrängt wurde. Dadurch sei es so weit gekommen, dass „im Fach Kunstgeschichte die produktivste und methodisch avancierteste Sprachprovinz [= die deutsche Schule der Kunstgeschichte] vom Rest der Welt nicht gelesen wird“ (203). Bredekamp unterstreicht dabei die exemplarische Kontinuität der auf Giorgio Vasari (1511-1574) zurückgehenden Kunstgeschichte und deren seit damals immerfort andauernde Mehrsprachigkeit, beginnend mit der Paarung *Latein* und *Italienisch*, die später durch *Französisch* und vor allem *Deutsch* erweitert wurde.

Hier zwei inhaltlich besonders eindrückliche Zitate:

a) „Nochmals gesagt, ich spreche nicht allein für das Deutsche, sondern für die mindestens passive Kenntnis von fünf Sprachen, wie sie in den Statuten des Weltverbands der Kunstgeschichte gefordert wird. Und wenn man sich mit

ostasiatischer oder mit brasilianischer Kunst beschäftigt, muss man zusätzlich Chinesisch oder Portugiesisch lernen. Das sind Grundanforderungen⁶.“ (204)

b) „Von Walter Friedlaender⁷ ist der Spruch überliefert, dass es wunderbar sei, wenn die Umwelt Deutsch nicht verstehe, denn dadurch habe er auf Grund seiner Literaturkenntnisse in Diskussionen immer noch einen zusätzlichen Pfeil im Köcher. Ich habe mir angewöhnt, dieses Argument gelten zu lassen. Es wappnet gegen eine gewisse Bitterkeit darüber, dass die mehrsprachige Kunstgeschichte, die seit ihrem Ursprung vor mehr als vierhundert Jahren das globale Denken vertritt und die das Transnationale nicht erst jetzt erfinden muss, urplötzlich in die Provinz des Monolingualen zurückgestaucht wird.“ (203)

Bernhard Kempen kann wegen der territorialen Verankerung des Rechts und der dazu entfaltenen Wissenschaft eine diesbezüglich viel positivere Bilanz erstellen. Überdies plädiert er energisch dafür, dass ausländischen Studenten bei der Erlernung des Deutschen viel intensiver als bisher geholfen wird: „Anstelle eines fortwährenden, vermeintlichen Entgegenkommens in englischer Sprache benötigen ausländische Studierende und Wissenschaftler mehr praktische Unterstützung beim Deutschlernen. Die Fokussierung auf die Weltsprache Englisch führt letztlich zu einer nicht gelebten Internationalität, da sie den Gästen eine tiefere Form von Austausch mit der Kultur des deutschen Studienlandes vorenthält. Denn nur über die deutsche Sprache können sie ihren Wünschen entsprechend die kulturellen Hintergründe des Studienlandes ergründen.“ (209)

Auch der Bericht von Hartmut Leppin handelt von einer einigermaßen polyglott verbliebenen Wissenschafts-Landschaft, deren Vertreter sich noch – inner- und außerhalb des deutschen Sprachgebiets – um die Praktizierung und den Erwerb von Mehrsprachigkeit bemühen.

⁶ Ich erlaube mir, in diesem Kontext auf einen im Jahr 1815, also zeitgleich zum Wiener Kongress, von Johann Andreas Schmeller (1785-1852), dem Begründer der deutschen und bayrischen Dialektologie, verfassten sprachpolitischen Text hinzuweisen, worin er angesichts der damals vom Französischen ausstrahlenden Dominanz auf die Notwendigkeit hinweist, dass jeder europäische Intellektuelle als Mindestanforderung vier lebende (Deutsch, Französisch, Englisch und Russisch) und wenigstens zwei tote Sprachen (Latein und Griechisch) lesen können sollte: Soll es *eine* allgemeine europäische Verhandlungssprache geben? Kempten: Dannheimer (neu hg. von Ludwig M. Eichinger und Helmut Schaller, Grafenau: Morsak, 1988). Hinzuzufügen ist, dass Schmeller persönlich sehr viele Sprachen beherrschte und somit zum Typ des „Polyglotten“ gehörte.

⁷ Deutscher Kunsthistoriker (1873-1966), bis 1933 in Freiburg im Breisgau, dann aus Deutschland vertrieben, lehrte ab 1939 am Institute of Fine Arts an der New York University.

5. Die deutsche Sprache – Blicke aus dem Ausland

Der unermüdlich den kulturellen und sprachlichen Imperialismus der anglophonen Welt anprangernde Däne Robert Philipson skizziert in seinem Beitrag („Linguistic vitality under pressure: German in a neoimperial age“, 217-231) einige rezente Facetten desselben, die nicht nur das Deutsche, sondern auch seine eigene Muttersprache, nämlich das Dänische in Dänemark, betreffen. Bekanntlich spielte das Deutsche während vieler Jahrhunderte im politischen und kulturellen Leben Dänemarks eine wichtige Rolle und wurde nach 1945 in ähnlicher Weise daraus verdrängt bzw. in den Bereich der Unsichtbarkeit verbannt (*okkultiert*⁸), wie das mit dem Deutschen in Böhmen und Mähren geschehen ist; darauf weisen u. a. Ingeborg Fiala-Fürst und Karsten Rinas in ihrem Artikel („Deutsch als Wissenschafts- und Kultursprache in Tschechien“, 232-242) hin. Die Okkultierung des historischen Nahebezugs zwischen Deutschland bzw. dem Deutschen zu Dänemark und Böhmen führe auch zu einer Negierung wichtiger Kapitel der Geschichte der beiden Länder.

Im Fall Dänemarks komme hinzu, dass – so Philipson (227) – über das kollektive Verschwinden der Kenntnis des Deutschen sich auch das Bewusstsein der inner-germanischen Verwandtschaft zwischen Deutsch und Dänisch aufgelöst habe.

Im Falle Böhmens, das ja jahrhundertlang von Tschechen und Deutschen gemeinsam besiedelt und durch die politische, linguistische und kulturelle Präsenz der Letzteren tief geprägt worden war, komme noch die Absurdität dazu, dass auf Deutsch verfasste Archivbestände, die nach dem Ersten Weltkrieg von Wien nach Prag verlagert werden mussten, vom heutigen Prager Archiv-Personal mangels Deutschkenntnissen nicht mehr gelesen werden können: „Allerdings hinterlässt der rasche Rückzug des Deutschen nicht nur im Bereich des Philologischen irreparable Schäden. In Hinblick auf das oben Gesagte sind die Rückzugsbreschen innerhalb der nichtphilologischen Geisteswissenschaften wohl noch katastrophaler: In Philosophie- und Ästhetik-Seminaren können deutsche Denker und Philosophen nicht mehr behandelt werden, da die Kursteilnehmer nicht mehr deutsch verstehen; die jungen Historiker sind nicht mehr fähig, deutsche Quellen zur Geschichte des eigenen Landes zu lesen (die erfahrungsgemäß bis zu 80% der Archivbestände bilden), die Bohemisten reduzieren die Kenntnis der Schriftkultur des Landes auf

⁸ Der Begriff *Okkultierung* (frz. *occultation*) stammt vom südfranzösischen Philologen, Dichter, Regionalisten und Ökonomen Robert Lafont (1923-2009); siehe dazu beispielsweise: *Le sud ou L'autre. La France et son midi*, Aix-en-Provence: Édisud, 2004. Lafont versteht darunter eine von politisch und kulturell Mächtigen praktizierte diskursive Strategie, die Belange des politisch und kulturell missliebigen bzw. zu bekämpfenden Kontrahenten programmatisch zu verdecken und zu ignorieren. Es ist das eine Art von *damnatio memoriae*.

tschechische Texte (wie zu Zeiten der kommunistischen Herrschaft – nur jetzt aus anderen Gründen).“ (Fiala-Fürst / Rinas, 235)

Die beiden böhmischen Berichterstatter (Fiala-Fürst und Rinas) scheinen allerdings vor dem Hintergrund dieser prekären Situation die Flinte nicht ins Korn werfen zu wollen; sie berichten vielmehr von der Etablierung eines neuen Studienfaches („Deutsch als Wissenschaftssprache“) an der Universität Olmütz (Olomouc). Überdies werden in ihrem Bericht die mangelhafte Verteidigung und der seltene Gebrauch des Deutschen durch deutsche und österreichische Stellen bei deren Kommunikation mit tschechischen Instanzen kritisiert. Daraus entstehe bei den Germanisten Tschechiens ein deprimierendes Gefühl des Verlassenseins.

6. Wie kann man Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft fördern?

Als erste der drei Referenten beschreibt Gisela Schneider die Sprachpraxis des zuvor schon von mehreren Beiträgern nicht gerade freundlich apostrophierten Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD): „Die Förderung der Mehrsprachigkeit in den Wissenschaften durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD)“, 245-250. Es zeigt sich, dass dieser bei der Pflege seiner außerdeutschen Kontakte eine doppelte Strategie fahren muss: Pflege des Deutschen durch die Entsendung von Deutschlehrern in das Ausland, aber auch Pflege des Englischen bei der Kontaktierung und Betreuung von Leuten, die nicht gerade zur Erlernung des Deutschen, sondern aus anderen Gründen nach Deutschland kommen wollen. Immerhin kommt zum Ausdruck, dass es der DAAD (noch?) als eine seiner Hauptaufgaben ansieht, nach Deutschland zu Studienzwecken eingereisten Ausländern beim Erlernen der deutschen Sprache Hilfestellungen zu geben. Nicht weniger deutlich ist aber, dass der DAAD denselben Studierenden analoge Hilfestellungen zum Ausbau ihrer Englischkenntnisse anbietet. Erhellend ist dafür der folgende Satz: „Höchste Priorität im internationalen Austausch hat die Zugänglichkeit der jeweils anderen Wissenskultur.“ (246)

Im etwas vage und allzu programmatisch gehaltenen Text von Thomas Brunotte als dem Vertreter der Volkswagen-Stiftung („Deutsch als Wissenschaftssprache fördern – was Stiftungen können“, 251-262) wird wenigstens der Vorsatz deutlich, zum Studium nach Deutschland eingereiste Ausländer mit diversifizierten Unterstützungen zur Erkundung von Land und Leuten zu versehen, worunter dem Erlernen des Deutschen eine zentrale Rolle zuerkannt wird.

Im abschließenden Kurzreferat („Zur Förderung der deutschen Sprache durch Kulturinstitute, Auslandsschulen und Hochschulen“, 263-268) von Joachim-Felix Leonhard, der hessischer Minister und Generalsekretär des Goethe-Instituts war, kommt erfreulicherweise eine sehr *germano-phile* und zugleich

anglo-kritische Sehweise zum Vorschein, die er nicht nur prinzipiell, sondern anhand zahlreicher selbst erlebter Episoden abhandelt.

7. Ergebnisse und Konsequenzen

Konrad Ehlich und Hans Joachim Meyer listen in ihrem gerafften Schlusswort („Schlussfolgerung aus dem Kolloquium zur künftigen Rolle des Deutschen in der Wissenschaft“, 271-273) acht Forderungen auf, deren Erfüllung der allseits ebenso bedrohten wie *ab omnibus hominibus bonae voluntatis* hoch favorisierten Mehrsprachigkeit das Überleben sichern soll. Unter diesen Forderungen ragen jene nach der Etablierung eines europäischen Zitationsindex (Forderung 2), nach der Einschaltung von des Deutschen kundigen ausländischen Experten bei innerdeutschen Begutachtungsprozeduren (etwa im Rahmen der DFG) (Forderung 4) und nach der Intensivierung des fach- und allgemeinsprachlichen Fremdsprachenunterrichts an deutschen Hochschulen (Forderung 7) hervor. Wenn aber diesbezüglich die Lage an amerikanischen Universitäten als *nachahmenswert* dargestellt wird, dann verstehe ich die Welt nicht mehr: denn ausgerechnet von diesen hört man ja, das sie allem Nichtenglischen die aller-kälteste Schulter zuwenden.

In der finalen „Erklärung von Teilnehmern des Kolloquiums“, 274-277 (mit fünfzehn Unterschriften) scheint mir – abgesehen von allgemein gehaltenen Forderungen nach der Aufwertung mehrsprachiger Kompetenzen *in academicis* und dem Einbezug von Deutsch sprechenden Ausländern in innerdeutsche Begutachtungsverfahren – besonders der Beginn des vierten Postulats (von insgesamt sechs) zitierenswert zu sein: „Die individuelle Mehrsprachigkeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verdient besondere Förderung. Dabei darf der Wert rezeptiver Sprachfähigkeit für die mehrsprachige Kommunikation nicht unterschätzt werden.“ Und unmittelbar daran anschließend: „Andererseits gehört aber auch die hinreichende Beherrschung elementarer Standards der englischsprachigen akademischen Rhetorik zur wünschenswerten Sprachqualifikation.“ (275)

Dem wäre nur noch hinzuzufügen, dass dem *Erwerb* einer Mehrzahl von Fremdsprachen auch deren lebenslange Pflege folgen muss, soll das einmal Erworbene nicht bald wieder von den Wellen des Flusses Lethe verschlungen werden. Und auch, dass Kollegen, die sich diesen Übungen unterziehen, auch irgendwie „sichtbar“ gemacht werden sollten.

Zusammengefasst: ein sehr interessanter Sammel- und Berichtsband über eines der brennendsten Wissenschaftsthemen der Gegenwart⁹. Wenigs-

⁹ Es sei hier noch auf die drei folgenden, einschlägigen Beiträge verwiesen:

- de Robillard, Didier / Blanchet, Philippe (eds.): *L'implication des langues dans d'élaboration et la publication des recherches scientifiques. L'exemple du français*

tens für die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften (GSK), deren Wissens-erträge immer sprachlich multipel generiert und festgehalten wurden und werden, und die bei programmatischer Festlegung auf EINE Denk-, Arbeits- und Publikationssprache ihre *raison d'être* bzw. ihre Seele verlieren würden. Mit allen auch politisch-sozialen Konsequenzen, die erfahrungsgemäß immer aus dem Bruch von Kontinuitätslinien erwachsen.

Noch ein Hinweis, bevor ich meine Rezensentenfeder zur Seite lege: ich halte für den Bereich der GSK nicht nur die *English only*-Lawine für tödlich, sondern auch das unter uns recht kritikarm nachgeplapperte Gerede von der *internationalen* „Sichtbar-Keit“ bzw. „Sichtbar-Machung“ unserer Forschungserträge durch deren uniforme Einkleidung in ein Global-Idiom. Mir scheint hier eines jener *idola fori*¹⁰ vorzuliegen, von denen Jürgen Trabant so oft geschrieben hat.

Ich dachte immer, dass Forschung im Bereich der GSK mit Identität, Selbstvergewisserung und Hermeneutik zu tun hat und dass bei uns nicht das Erklären, sondern das Verstehen an erster Stelle steht. Den Inhalt der Oxforder Handschrift des Rolandslieds kann ich doch wohl nur dann wirklich VERSTEHEN, wenn ich ihn nicht in irgendeiner Übersetzung, sondern in größtmöglicher Nähe zum Original zur Kenntnis nehme. Erfahrungsgemäß tun das aber nur wenige; und es wollen auch nur wenige wissen, was ich bei dieser originalsprachlichen Lektüre herausgefunden habe: wenige, und nicht sieben Milliarden potentielle Leser, auf deren mittlere Sprachenkompetenz man dabei Rücksicht nehmen und für die man – quer durch alle Zeitzonen – *semper ubique* „sichtbar“ sein müsste ...

Hans GOEBL (Salzburg)

parmi d'autres langues. Brüssel: E.M.E & InterCommunications, 2012 (Français & Société 24).

- Eins, Wieland / Glück, Helmut / Pretscher, Sabine (eds.): Wissen schaffen – Wissen kommunizieren. Wissenschaftssprachen in Geschichte und Gegenwart. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart, hgg. von Helmut Glück und Konrad Schröder, Band 8). Wiesbaden: Harrassowitz, 2011.
- Goebel, Hans: English only: nichts als Probleme, in: Quo vadis, Romania? Zeitschrift für eine aktuelle Romanistik 40 (2012), 22-38.

¹⁰ Im Deutschen fällt mir für den Gräko-Latinismus *idolon* als optimale Übersetzung das Wort *Götze* ein.